

In meinem Dorf übernahm jedes Kind eine einfache Aufgabe. Die Mädchen kümmerten sich um die kleinsten Kinder, bevor sie selbst frühstückten. Manche gingen mit Eimern, die halb so groß waren wie sie selbst, zum Fluss, der sich wie ein silbernes Band von sprudelndem, kaltem Wasser am Dorf vorbeiwand. Ich lief manchmal mit meinem Metalleimer dorthin und trommelte mit einem abgebrochenen Stock darauf herum, während meine Füße in ihren Sandalen den trockenen Staub vom heißen Boden aufwirbelten. Wenn die Sonne nachmittags hoch und weiß am Himmel stand, gingen wir in kleinen, fröhlich schwatzenden Gruppen zum Wasser und sprangen ins plätschernde Nass. Auf der Oberfläche schwammen lotosähnliche Blumen wie zarte Teetassen.

Wenn ich mit dem vollen Eimer, der schwer war und überschwappte, wieder zurück war, hatte meine Mutter bereits das Joghurtgetränk fürs Frühstück zubereitet, indem sie Milch in einem Fass geschlagen hatte. Es duftete nach frisch gebackenem Naan-Brot, gehackter Minze und dampfenden Bechern mit schwarzem Tee. Sobald die letzten Männer aufgestanden waren, versammelte sich die ganze Familie. Die Kinder lärmten fröhlich drauflos, die Väter saßen schweigend auf Seidenmatten an den Wänden. Die Frauen liefen umher und schlängelten sich zwischen den Sitzenden hindurch, so wie der Fluss, in dessen kalte Strömung ich gerade noch den Eimer hinabgetaucht hatte. Sie servierten frisches, einfaches Essen, etwa kleine Schüsseln mit aufgeschnittenem Obst – alles in der großen, warmen Küche, die das Herz unseres Hauses darstellte.

Doch was mir am Morgen in Waziristan am besten gefiel, war eine stille Zeremonie, die in dem Augenblick stattfand, wenn ich das Flusswasser ablieferte und somit meinen Teil beigetragen hatte, einen Teil, der mir heute fast wie eine heilige Pflicht erscheint. Mit diesem Wasser benetzte meine Mutter den Lehm Boden unseres Hauses, sie tauchte ihre Hände in den Eimer und ließ durch ein schnelles Schnippen mit den Fingerspitzen dicke, silbrige Tropfen hinabregnen. Wenn der Boden das kalte Gebirgswasser aufgesogen hatte und weicher geworden war, kehrte sie ihn und stampfte ihn fest, wodurch der feuchte Lehm einen süßen, sauberen Geruch absonderte. Das zarte Aroma stieg auf und verbreitete sich im ganzen Haus, seine unsichtbare Schönheit teilte allen mit, dass der lange Tag begonnen hatte.

Doch bevor ich alt genug war, um zu wissen, dass es jenseits unseres Idylls auch noch eine Welt gab, mussten wir wegziehen. Meine Familie verließ das weitläufige Haus mit den großen, luftigen Zimmern und ließ die kompromisslose Sicherheit unserer Sitten und unsere hohe Stellung innerhalb des Stammes weit hinter sich. Mein Vater gab all das auf, um für seine Ideale einzustehen und seiner Frau und seinen Töchtern eine gewisse Freiheit zu ermöglichen. Er wollte uns eine gute Bildung zuteilwerden lassen und wusste, dass wir der Enge des kleinen Dorfes entkommen mussten, um auch nur träumen zu dürfen. Unsere kleine Familie war in ihren radikalen Ambitionen unbeirrbar, jeder

Einzelne von uns: Meine Schwester Ayesha nahm schon mit sechs an Debattierwettbewerben in der ganzen Region teil und verfasste Reden über Frauenrechte, Demokratie, Kinderarbeit und die Umwelt; ich durfte mich im Alter von vier Jahren wie ein Junge kleiden und mit einer Steinschleuder im Dorf mein Unwesen treiben; meine Mutter, die wir Aami nannten, strebte Studienabschlüsse an; und mein Vater, unser *baba*, der seiner Frau auch erlaubt hatte, keine Burka zu tragen, stand wie ein Zirkusdirektor im Zentrum des Ganzen und brach die Stammesregeln mit dem typischen unbeugsamen Wagemut eines hitzköpfigen Waziren.

Nichts davon kam mir damals bedeutsam vor, doch in den Augen der Dorfältesten handelte es sich um ernsthafte Vergehen. Vergehen gegen den Stamm. Vergehen gegen Gott. Sie hatten meinen Vater bereits zweimal wegen seiner liberalen Überzeugungen eingesperrt. Der Wunsch nach Bildung brachte Gefahren und Strafen mit sich – Gefängnis und im schlimmsten Fall den Tod. Wenn wir alle zur Schule gehen sollten, hatten unsere Eltern keine andere Wahl, als mit uns das Dorf zu verlassen, und zwar für immer. Doch selbst in einem so beengenden Umfeld hatten wir keine Angst, nicht einmal einen Anflug davon. Das war das Tolle daran, Wazirin und die Tochter meines Vaters zu sein. Wir fürchteten uns vor nichts. Wir zogen einfach weg und lebten weiter.

Und es standen viele Umzüge an in den folgenden Jahren. In jeder neuen Stadt erwartete mich eine Geschichte voller Abenteuer und seltsamer Figuren, sowohl Helden als auch Schurken, und sie alle formten die Frau, zu der ich wurde. Selbst heute steht eine dieser Stationen in den Tälern noch immer für den Augenblick, in dem ich lernte, dass meine Welt ein Kessel voller Gefahren war, nicht nur für mich persönlich, sondern für jeden ihrer Bewohner. Das war eine alarmierende Erkenntnis, deren schierer Schrecken meine angeschlagene Psyche trotz allem, was davor und danach geschah, nie wieder losließ. Wenn ich an meine Kindheit in Pakistan zurückdenke, kommt mir oft dieser Augenblick in den Sinn, in dem ich für immer verlernte, ein Kind zu sein.

Ich war sieben Jahre alt und lebte bereits wie ein Junge. Mein Vater hatte eine Stelle als Dozent an der Uni in Miranshah angetreten, einer modernen Stadt, deren eng gedrängte Betonbauten sich in einem von den Gipfeln des Hindukusch umstandenen Tal ausbreiteten. Jeder unserer Umzüge begann gleich. Mein Vater und meine Mutter beluden einen Karren mit Gebrauchsgegenständen wie Kochtöpfen, Matratzen mit einer Füllung aus trockenem Laub, den staubigen Lehrbüchern meines Vaters und einem Paar laut gackernder Hühner, und dann ging es los. Wir reisten in Richtung Nord-Waziristan, und die Fahrt mit dem einfachen Vehikel, das unsere Familie auf einem trockenen Pfad zwischen den überhängenden Bergen hindurchtransportierte, war holprig und lang. In meiner Erinnerung besteht die Tour aus tranceähnlich vorbeiziehenden Landschaften, während wir langsam durch Dörfer rollten und an klapprigen Ständen Mangos und

Aprikosen kauften. Die Wege waren steinig und eng, und der Himmel über uns eine Mauer aus Licht und Hitze. Es dauerte lange, bis wir es von Süd-Waziristan in die nördlichere Region geschafft hatten.

\* \* \*

Anfangs war das Leben in Miranshah für mich nicht unfreier oder unglücklicher als in den urwüchsigen Tälern Süd-Waziristans oder an jedem anderen unserer Wohnorte. Ich schlummerte im weichen, Lachen bildenden Schatten von Akazien und hüpfte von einem Flachdach zum nächsten. Ich schwamm wie ein Junge im rasch dahinströmenden Fluss, lief an den schlammigen Ufern entlang und hielt in ruhigen Augenblicken inne, um den Blick auf den berühmten trügerischen Ausläufern des Kusch weit jenseits des langen, besiedelten Tals verweilen zu lassen. Es spielte für mich keine Rolle, dass wir materiell gesehen nun weniger hatten – weniger Lebensmittel, weniger Kleidung – und dass wir dicht gedrängt in einem kleinen Betonhaus lebten, das zur Uni gehörte.

Als mein Vater mir Geld gab, um einzukaufen, hatte ich keine Ahnung, wie schwierig es war, an eine so kleine Handvoll schmutziger Rupien zu kommen. Armut war ein Wort, das ich nicht kannte, bis wir unsere Heimat für immer verließen. Um zum Markt – oder einem anderen Ziel im Ort – zu gelangen, musste ich über eine Betonmauer klettern und eine Reihe enger Gassen durchqueren, während die Münzen wie kleine Glöckchen in den ausgefransten Taschen meines Hemds und meiner Hose klingelten. Wir hatten gerade den neunten Monat des islamischen Mondkalenders, und am wolkenlosen vormittäglichen Himmel stand eine Mondsichel wie ein dünner Fingernagel, ein Zeichen für den heiligen Monat Ramadan. Ich hatte eine Tasche mit Pinienkernen dabei, die ich im Wald gesammelt hatte, um sie gegen ein paar Tassen weißen Reis oder einen Beutel Obst einzutauschen. Meine Mutter hatte mich ermahnt, nicht zu trödeln. Ich ließ meine Familie, die genauso wie ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang fastete, im Haus zurück und trat hinaus. Ich weiß noch, wie still es war. Man konnte spüren, dass unser Teil der Welt unter dem Gewicht der Gebete in die Knie gegangen war. Ich rannte zur Zementmauer und schwang mich darüber, hinab in die enge, im Schatten liegende Gasse. Dort war niemand zu sehen. Ich ging immer leicht vorgebeugt – mir war bewusst, dass ich für ein Mädchen groß und kräftig war –, die Hände in die Taschen gesteckt. So wirkte ich wie ein Junge, entschlossen und schnell, mit einem klaren Ziel. Ich hatte die Strecke schon oft zurückgelegt, immer mit demselben Auftrag. Als ich am Ende der Gasse ankam, hörte ich, wie ein Motor aufheulte, leiser wurde und schließlich ausging. In der Luft lag der heiße Gestank von Benzin. Ich sah, wie ein Mann in einem hellen, sauberen *shalwar kameez* auf die offene Tür des Geschäfts zuing und im düsteren Inneren verschwand. Durch das offene Fenster am anderen Ende des kleinen, hölzernen

Ladenlokals konnte man auf eine weitere leere Straße dahinter blicken. Auf einer Seite stand ein kurzer Tresen, hinter dem ein alter Mann an der Wand lehnte und döste.

Ich durchquerte den Laden, vorbei an einem Tisch mit Körben voller Obst und Gemüse.

Hinter mir traten zwei weitere Männer ein. Der Geruch nach saurem Männerschweiß überlagerte den von Koriander und Kardamom, der im Laden immer in der Luft lag. Ich erreichte die Obstkörbe am anderen Ende des Raums, entdeckte einen reifen Granatapfel, klopfte mit dem Finger dagegen und nahm ihn in die Hand.

Die Männer hatten sich im Laden verteilt. Ich hörte Flüstern und schlurfende Schritte.

Draußen, auf der Straße hinter dem Geschäft, wurde wieder ein Automotor angelassen. Ich sah, wie das Fahrzeug näher kam und die Seitenfenster langsam aufglitten. Ein Datsun. Schon damals kannte ich mich mit Autos aus. Im Rahmen seiner neuen Stelle gab mein Vater an der hiesigen Uni einen Kurs über Automechanik und Maschinenbau. Der Unterrichtsraum – ich hatte ganze Nachmittage spielend dort verbracht – war eine riesige Werkstatt voller halb ausgeschlachteter Fahrzeuge. Auf den Tischen lagen immer ölige Motorenteile herum, als Anschauungsstücke für die nächste Sitzung.

Hinter mir im Laden verstummten die Männer. Der Alte hinter dem Tresen stand auf und sah sich um, gerade als das Auto direkt unter dem Fenster anhielt. Die Autotüren flogen auf. Mehrere Personen stiegen aus. Dann kletterten sie wie in einer einzigen, schwungvollen Bewegung durch das Ladenfenster und waren drinnen. Die Luft im Raum pulsierte. Einige Sekunden lang bewegte sich niemand. Ich konnte meinen eigenen Atem hören und meinen Herzschlag fühlen, die sich beide beschleunigten. Dann zog einer der Eindringlinge eine Pistole. Später erfuhr ich, dass es eine Tokarev war, ein russisches Fabrikat, ein Relikt der sowjetischen Invasion in Afghanistan und die bevorzugte Waffe in diesem Winkel der Welt. In den folgenden Jahren sollte ich diese Waffe, die so typisch für unsere Region war, noch viele Male zu Gesicht bekommen. Der Mann lud durch, sprang vor und feuerte drei schnelle Runden in den Kopf des Mannes, der den Laden vor mir betreten hatte. Ich war unfähig, mich zu bewegen. Mir fehlte das intuitive Wissen, was zu tun war. Verwirrung und Furcht verschluckten mich. Ich hörte ein Keuchen und wie etwas Schweres auf dem Boden auftraf. Mein Blick wollte sich auf irgendetwas anderes richten als auf das, was ich vor mir vermutete – auf die sich abschälende Farbe an der Decke, einen gerissenen Riemen an meiner Sandale, den schnell wieder verschwundenen Schatten eines am offenen Fenster vorbeifliegenden Vogels. Doch ich musste den verwundeten Mann ansehen. Ich weiß noch, dass es mir aus irgendeinem Grund um sein verschmutztes Hemd leidtat, und darauf konzentrierte ich mich – ein so sauberes Kleidungsstück, das jetzt unwiederbringlich besudelt war. Ich glaube, ich stand unter Schock.

Ein zweiter Mann schoss einem der anderen direkt in den Hals. Jetzt lagen zwei Menschen blutend auf dem Boden. Derjenige mit der Halswunde hatte die Finger am Einschussloch und versuchte wohl, es zuzuhalten, doch das gelang ihm nicht. Aus der Wunde drangen seltsam schmatzende Geräusche, wie das Nuckeln eines Babys. Einen Augenblick lang dachte ich an meine Zwillingbrüder Sangeen und Babrak, die zu Hause gemeinsam in ihrem Bettchen schliefen. Ich wollte laut aufschreien. *Das hier passiert gar nicht*, sagte ich mir immer wieder. *Es passiert gar nicht*. Dann verließ etwas den Mann, ein unsichtbares Gewicht, und er bewegte sich nicht mehr. Seine Hände schlugen dumpf auf dem Boden auf. Seine Augen wanderten noch einmal kurz in den Höhlen hin und her und erstarrten dann.

Der dritte Mann war schwerer umzubringen, obwohl sie ihm bereits mehrere Schüsse in den Rücken verpasst hatten. Er wand sich auf dem Boden und trat wild um sich. Dabei schnappte er nach Gegenständen – dem Schuh des Toten, Tischbeinen, einem Stück Kabel –, bis er die Arme nur noch nach oben ausstreckte und mit gespreizten Händen in die heiße, schwarzpulvergetränkte Luft griff. Sein Blut bildete auf dem Boden eine Art Flügelmuster, als er sich krümmte und halb auf der Seite umherkroch. Dann wurde er langsamer. Blut floss aus seinem Mund, und er zuckte, als habe ihm das Kabel einen Stromschlag versetzt. Die Todesschützen sahen zu, ohne ein Wort zu sagen. Sie standen über ihm, verfolgten, wie er sich über die Bodendielen schleppte, und schauten auf ihn hinab, bis er liegen blieb und es keinen Zweifel mehr daran gab, dass er tot war. Nun hockten sich zwei Männer hin, hievten den zerschundenen Körper hoch, trugen ihn zum Fenster und warfen ihn hinaus. Dann kletterten sie hinterher, einer nach dem anderen.

Keiner von ihnen hatte auch nur in meine Richtung geschaut, während ich wie erstarrt zwischen den langen Tischen mit reifem Obst stand. Der Motor heulte auf, als sie den leblosen und tropfenden Körper in den Kofferraum fallen ließen. Ich stand mit dem alten Mann im Laden, beide mit weit aufgerissenen Augen. Dann raste das Auto davon. Als das Motorengeräusch verhallte, begann ich am ganzen Körper zu zittern. Es roch süß und metallisch, nach feuchten Münzen. In meinen Ohren klingelte es, sonst hörte ich nichts. In diesem Augenblick teilte sich meine Kindheit auf seltsame Weise, wie eine Leinwand, die entzweigerissen wird, und ich wusste, dass etwas von mir verloren war. In meiner Kehle stieg ein langer, stummer Schrei auf. Eine Zeit lang stand ich so da, mit offenem Mund, den Granatapfel noch in der Hand, frisches Blut zu meinen Füßen.

Als ich nach Hause kam, erzählte ich niemandem etwas davon. Warum, weiß ich nicht. Niemand fragte nach den Flecken auf meinen Schuhen. Das Leben hatte sich verändert. Wir lebten in einer anderen Welt – so einfach und entsetzlich war das. Wenn ich Allah bitten könnte, eine einzige meiner Erinnerungen zu tilgen, wären es diese kurzen Minuten des Blutbads, in denen ich lernte, dass Menschen gnadenlos andere Menschen töten